

# SCHWARZE SOMMERSPROSSEN

von

Grazyna Gintner

„Ich falle auf. Das ist das Problem“, sagte sie und starrte mit angestrenzter Miene vor sich hin. Ich nickte. Weil mich Luna aber nicht anschaute, bestätigte ich laut: „Ja, das stimmt“. Sie hätte das falsch verstehen können, ging mir durch den Kopf. Ich warf also hinterher: „Wenn ich meinen Mund aufmache, bin ich genauso schwarz wie du“.

Luna fragte nicht nach, was ich mit meiner Behauptung gemeint hatte. Ich vermutete, dass sie mir nicht zuhört. Deshalb legte ich nach: „Mein Akzent ist gleichermaßen verräterisch, wie deine Hautfarbe“.

Jetzt blickte sie aus ihrer Höhe zu mir hinunter. In den dunklen Pupillen, die aus den weißen Seen hervorstachen, malte sich nur Verwunderung.

„Wir sind uns gleich“, erklärte ich etwas verunsichert. Dann schloss ich kurzflüchtig die Augen, um zu spüren, wie es ist, schwarz zu sein. Es war mir wirklich schwarz für eine Weile. Aber ich blieb, wie ich war: eine Weiße mit Sommersprossen.

Der Tag fühlte sich angenehm frühlingswarm. Das frische Grün barst auf den Bäumen. Wir trotteten dessen ungeachtet gemächlich, vertieft in unseren kaltuntröstlichen Gedanken. Eine von uns hätte zum Abschluss dieser Konversation etwas in der Art „Tja, man kann nichts ändern“ sagen sollen. Dann wäre das Gespräch endlich abgerundet und auf deutscher Art sinnlos jämmerlich beendet. Weder ich noch Luna tat es aber. Darum blieb unsere Unterhaltung ohne Abschluss und schwebte über uns wie eine dunkle Wolke, schwanger mit dem Gewitter.

Jede von uns trotzte auf ihre Art weiter dem sonnigen Wetter mit ihrem Ballast, den man als Deutschland-Syndrom bezeichnen könnte. Davon sind die hier über eine längere Zeit lebenden Ausländer betroffen, hm, Entschuldigung, politisch korrekt müsste ich „Bürger mit Migrationshintergrund“ sagen. Diejenigen, die sich erst seit kurzem hier aufhalten, stolzieren noch mit einer rosa Brille an der Nase. Denen gefällt's. Sie hecheln wie ein Hund vor der Wurst und platzen vor Hochmut, dass sie zu dieser wunderbaren Welt gehören.

Damit fängt das Problem aber an. Mit der Zugehörigkeit. Gehören sie wirklich dazu? Zuerst merken die euphorischen Neulinge, dass die kalte Höflichkeit, mit der man ihnen begegnet, nicht mal das Niveau der Begrüßung für die Hunde erreicht. In diesem Moment stürzen sie von der Wolke sieben tief runter und öffnen ihre Augen. Wenn sie das Gefühl, das sich in ihnen dadurch breit macht, identifizieren sollten, hätten sie gesagt, dass sie beleidigt seien. Darüber sprechen sie natürlich nicht laut. Ihre Beleidigung unterdrücken sie mehr oder weniger gekonnt und sinnieren lieber

über ihre Wünsche. Vorerst drücken sie sich vorsichtig aus. Sie vermissen die Gastfreundlichkeit, lautet der erste ehrfürchtige Vorwurf.

Der Deutsche, dem sie derartigen Mangel unter die Nase reiben, ist auch vor allem beleidigt. Er hat sie doch ins Land hereingelassen und erwartet dafür wenigstens Dankbarkeit bis ans Grab. Stattdessen spuckt man ihm ins Gesicht solch eine unverständliche Unterstellung. Manch einer ruft dann verärgert: „Wem es nicht gefällt, der soll zurück nach Hause fahren“. Mit dem „Haus“ meint der Deutsche selbstverständlich das Herkunftsland des Undankbaren.

Ähnlich reagierten meine Eltern, als ich im frühen Teenager-Alter meine Bedenken – milde ausgedrückt – über dies und jenes äußerte. „Wenn es dir nicht gefällt, kannst gehen“, pflegten sie zu sagen. Aber wohin? Auf die Straße? Was soll ich als Kind auf der Straße machen?

Sie wussten, dass ich nicht weggehen würde; dass ich nicht weggehen konnte. Aus diesem Grund sagten sie auch diesen idiotischen Satz. Um mir die Machtverhältnisse in unserer Familie anschaulich zu verdeutlichen. Um mich über meine Rechte aufzuklären: Ich hatte gar keine.

Genauso tun diejenigen Deutschen, die den Ausländern einen Maulkorb verpassen wollen: „Gefällt’s nicht? Dann zurück nach Hause!“

Deutlicher kann man einem nicht klar machen, wie es um ihn steht. Maul halten und nicht aufmucken, sonst schmeißen wir dich raus! So zieht man am einfachsten eine Grenze zwischen wir und ihr, zwischen den Unseren und den Fremden. Weil die Unseren mitreden dürfen. Eben, nur wer dazugehört, darf mitreden, darf die Wirklichkeit, in der er lebt, mitgestalten. Er darf kritisieren und diskutieren, er darf motzen und mucken. Und jammern – die liebste Beschäftigung der Deutschen überhaupt!

Wir, die hier leben, in der ersten, zweiten, dritten Generation, bleiben aber hinter der Türe. Wie die Hunde. Nein! Was erzähle ich für ein Blödsinn! Die Hunde werden rein gelassen! Denen traut man. Uns nicht.

Wenn wir arbeiten, nehmen wir den Deutschen die Arbeit weg. Wenn wir nicht arbeiten, sind wir faul und belasten das Sozialsystem. Als Nachbarn sind wir schlimmer von der Pest und es wird gewarnt: „Dort wohnen Ausländer!“. Wir klauen und schlagen, weil wir von Geburt an Verbrecher sind. Dazu noch blöd. Darum selektiert man uns aus den Schulen schnell heraus und stellt in die Sackgassen des nicht durchlässigen Bildungswesens ab.

Ja, wir sind die Fremden und gehören nicht dazu. Weil aber das Wort „Fremder“ doch irgendwie politisch nicht korrekt klingt, nimmt man oft ein anderes in den Mund: Gast. Wir sollen hier also als Gäste da sein. Was das für uns bedeutet? Das gleiche, nur ein wenig anders verpackt. Einen Gast schmeißt man selten raus; man bewegt ihn dazu, dass er von allein endlich geht. Weil ein Gast nur vorübergehend aufgenommen und geduldet wird. Dann jedoch, bitte schön, nach Hause! Zeigt mir aber einen Gast, der über Jahre hinweg bleibt!

In einer Hinsicht stimmt dieser Gaststatus doch: Einen Gast lässt man nicht hinter die Kulissen schauen und erwartet von ihm keinen Einsatz.

Wir leben nebeneinander und wissen nichts über einander. Über unsere getrennten Welten sagt man, dass sie parallel sind. Parallelen heißen in der Mathematik diese Linien, die sich nie treffen.

Was in der Mathematik schön dargestellt wird - die Linien laufen und laufen bis Ende der Welt in gleichem Abstand – ist unter den Menschen eigentlich nicht erwünscht. Dass dies keiner Gesellschaft gut tut, auch nicht der hiesigen, ist inzwischen auch vielen Deutschen aufgefallen. Sie haben dann überlegt – dafür haben sie Jahrzehnte gebraucht – was sie dagegen unternehmen können: assimilieren oder integrieren, und haben sich für den zweiten Weg entschieden.

Damit Ordnung herrscht, suchten sie sich die Vertreter der fremden Seite aus. Diese hat meist niemand gewählt und sie repräsentieren einen Bruchteil von Migranten. Dazu sind sie daran interessiert, dass die Fronten bestehen bleiben, sonst verlieren sie ihren Einfluss. Macht nichts! Man trifft sich, man diskutiert und danach läuft alles auf der alten Fährte. Es bleibt eine Spaltung auf wir und ihr, auf die Deutschen und die Fremden (Gäste oder Ausländer oder Migranten oder wie auch immer).  
Hauptsache: Es bleiben zwei sich gegenüber stehenden Seiten. Was hat das mit der Integration zu tun? Gar nichts.

Luna nahm mich plötzlich an der Hand und zog über die Straße. „Deine Straßenbahn kommt“, sagte sie. Wir fielen uns in die Arme, als ob dies ein Abschied für mehrere Jahre sein sollte. Dabei stand schon fest, dass wir uns nächste Woche wieder sehen. Ich setzte mich am Fenster und winkte ihr freundlich zu.

Direkt von meiner Haltestelle ging ich noch zur Post. „Können Sie das selbst ausfüllen?“, fragte mich von oben herab ein Angestellter am Schalter. Ich hielt ein einfaches Formular in der Hand, wo ich nur meine Daten wie Name, Vorname und Adresse einsetzen sollte, und mir wurde heiß. Die Menschen-Schlange hörte mit. Eigentlich müsste ich ihm dankbar sein, dass er mich nicht mit „Du schreiben, lesen?“ angesprochen hat.

„Aber natürlich!“, erwiderte ich mit Akzent und lächle müde. Dabei dachte ich mir „Blödes Arschloch“. Das Wort „Rassist“ kam mir nicht in Sinn. Weil – das weiß doch die ganze Welt – die Deutschen die besten Helfer und Spender sind. Wie könnte ich sie also dieser niedrigsten Bewegungsgründe bezichtigen!

Der Deutsche liebt die unterdrückten Minderheiten. Die einzige Bedingung dabei ist die richtige Entfernung. Das heißt: Die unterdrückten Minderheiten müssen sich weit genug aufhalten. Wie Tibetaner. Sie leben im richtigen Abstand. Deswegen beschäftigt deren Schicksal die Deutschen, wie ihr eigenes.

Wie sehr ereiferte man sich hierzulande über Chinas Vorgehen gegen das protestierende Volk. Deutsche empörten sich in solch einem Maße, dass man vermuten könnte, sie nähmen in einem Wettbewerb mit hohen Preisen teil und jeder wolle beweisen, dass er sich besser empören könne.

Eins muss ich vorneweg klar stellen: Ich interessiere mich auch für die Tibetaner. Und ich verstehe ihren Drang nach Freiheit. Oh ja! Ich glaube sogar, dass ich das besser als die Deutschen verstehe. Also ich kritisiere keineswegs die ehrenwürdige Anteilnahme am fernen Unglück. Es ist schrecklich, was dort passiert!

Was ich verlange, ist die richtige Perspektive. Damit meine ich, dass man auch zu Hause aufräumen muss, bevor man die Welt verbessert. Und ich verlange Ehrlichkeit. Was für mich bedeutet, dass wir endlich das, verdammt noch mal, was hier zwischen Deutschen und ...pfui... Migranten läuft, ansprechen und beim Namen nennen und nicht um heißen Brei herumreden.

Ich weiß, das Mitleid jedem gut zu Gesicht steht. Aber mit diesem Gefühl schmücken sich am liebsten diejenigen, die ein schlechtes Gewissen haben. Noch deutlicher gesagt: Ich scheiße auf eures Mitleid, ich brauche es nicht.

Das, was ich brauche sind gleiche Rechte. Weil ich ein Mensch wie du und du bin. Ich will, dass man mich ernst nimmt und nicht betütert. Ich will hier arbeiten, leben und lieben. Ich will, dass meinem Akzent mit gleichem Verständnis wie dem bayerischen, hessischen, kölschen entgegnet wird. Den sächsischen werde ich in diesem Zusammenhang lieber nicht erwähnen. Ihr sollt das unter euch regeln.

Von der Post trottete ich angekratzt nach Hause. Sollte ich mich denn freuen, dass es Luna wegen ihre Hautfarbe noch schlechter geht als mir? Zwischen uns Ausländern unterscheiden Deutsche verschiedene Kasten. Manche Gruppen werden besser behandelt, andere schlechter. Das ist das beste Mittel, um diese Gruppen gegeneinander aufzuhetzen. Und die Vorurteile, die oft aus der Heimat mitgebracht wurden, zu betonieren. Die Ghettos, in denen die einzelnen Nationen untergebracht werden, verstärken nur diese Tendenz.

So werden Menschenrechte ausgehöhlt. Weil Menschenrechte sich an dem einzelnen orientieren. Nicht an den Gruppen. Menschenrechte gehören dem Menschen. Jedem einzelnen. Nicht den Deutschen, den Franzosen oder den Engländern.

Ich habe also, rein theoretisch, Rechte wie jeder Mensch. Folglich – nur logisch weiter argumentierend - ich habe gleiche Rechte wie ein Deutscher oder eine Deutsche. Oh, Gott, wie das klingt, nicht wahr? Irgendwie mutig und ketzerisch. Mein netter junger blonder Nachbar hätte in diesem Moment sofort widersprochen. „Wir waren hier zuerst, das ist unser Sandkasten“, habe ich ihn oft sprechen hören.

An die Sandkasten-Kämpfe erinnere ich mich kaum. Vor meinem grauen Blockhaus gab es zwei und jedes Kind fand dort Platz. Und so etwas wie ein privater Sandkasten kannten wir nicht. Also mit dem Anspruch auf den Besitz des Einzelnen von dem doch gemeinsamen Sandkasten kann ich nicht viel anfangen. Allein zu spielen wäre es todlangweilig. Oder?

Aber darum geht's doch nicht. Vergesst den Sch... Sandkasten. Wir kämpfen um einen Platz in der Sonne. Nicht wahr, liebe Mitbürger und Mitbürgerinnen?

Als ich neulich im Job Center war – ein Ort, wo man meist Ausländer trifft, musste ich warten. Mich trieb nach einer Weile auf die Toilette, wo ich dann eine geraume Zeit verweilte, um alles, was dort an den Wänden gekritzelt wurde, zu lesen.

Große Buchstaben riefen auf: „Geht nach Hause ihr Scheiß Ausländer Schmarotzer!“. Etwas kleinere, schräg aufgetragen, antworteten in einem Vortrag: „Kanaken putzen, arbeiten am Band, machen euren Müll weg, weil ihr euch zu fein seid. Inzwischen sind Migranten Politiker, Arbeitgeber, Aufsichtsratsvorsitzende. Aber in euren Köpfen lebt immer noch Hitler...“ Ich hob meine Augen zum Fenster. Die, die das schrieb (Auf einer Damen-Toilette müsste es eine sie gewesen sein), hat tapfer angefangen, dann holte sie jedoch aus der untersten Schublade den Schreck-Hitler heraus. Ja, natürlich griff sie unter die Gurtlinie. Tja, die Vorurteile gibt es auf beiden Seiten. Die einen – die Deutschen - schimpfen über „Kanaken“ (Hier hat eine Migrantin das Schimpfwort nur von Deutschen übernommen), die anderen schreien: „Nazis“. Weder die einen noch die anderen sind damit im Recht. Oder derber ausgedrückt: Beide Seiten sind in diesem Punkt zu blöd, einen Eimer Wasser umzustoßen.

Um der Sache etwas Positives abzugewinnen: Das waren politische statt den üblichen im Örtchen obszönen Aussagen. Den „Vortrag“ unterschrieb dazu eine selbstbewusste Frau: „Ein Migrantenkind, das intelligenter ist als viele von euch“. Das könnte sogar als Basis fürs Gespräch dienen. Ich meine, die Vermutung, dass sich auf der anderen Seite der Frontlinie auch kluge Köpfe vorfinden. Immerhin stand es da „intelligenter als viele“, aber nicht alle.

Kann man jedoch überhaupt vernünftig miteinander reden, wenn im Raum der Vorwurf steht, der Einheimische wird seinen sonnigen Platz beraubt? Handelt es sich wirklich um einen Raub? Und wenn ja, was konkret nimmt man den Deutschen weg? Die Gefängniszellen, die Ghettos, die Hinterbänke in den Hauptschulen? Zugegeben, ich übertreibe. Unter uns: Das tue ich gerne. Nur dann wird ein Problem sichtbar. Außerdem springt für uns selten eine Lobby in die Bresche.

Dabei schadet es den Deutschen selbst, wie sie mit uns Ausländern umgehen. Sie heben die Regeln an Recht und Ordnung orientierter Gesellschaft auf, ohne über Folgen nachzudenken. Sie weichen das demokratische System auf.

Es lässt sich eben mit keiner Logik erklären, warum ein Migrant mit gleichen oder sogar besseren Qualifikationen nur die niedrigeren Arbeiten erledigen darf. Es geht nicht mit rechten Dingen zu, wenn eine beste Schülerin in der Klasse keine Empfehlung fürs Gymnasium bekommt, weil sie den Migrationshintergrund vorweist. In beiden Fällen wird das Deutsch-Sein höher als Mensch-Sein bewertet. Dadurch wird unsere gemeinsame Gesellschaft beraubt: Die Talente, die Kenntnisse, das Wissen, alles das, wovon wir alle profitieren könnten, wird vernichtet.

Vor dem Haus trat schon von Fuß zu Fuß der Elektriker. „Habe ich mich verspätet, oder sind Sie zu früh?“, fragte ich beunruhigt. Keine Panik, er kam etwas eher. Flott machte er sich an die Arbeit. Er tauschte ein paar Steckdosen aus, rannte vom Zimmer in den Flur, überprüfte etwas im Kasten mit Sicherungen und rannte wieder zurück. Ich lief ihm hinterher, schaute zu und unterhielt mich mit dem Jungen.

„Woher kommen Sie?“, er kniete auf dem Boden und schaute zu mir hinauf. Natürlich, einmal wieder durfte ich die Herkunft meines Akzentes erklären. Der Elektriker erschien mir plötzlich nicht mehr so sympathisch. Hochnäsiger Deutscher möchte mich daran aufmerksam machen, dass ich nicht perfekt – auch so ein deutsches Lieblingswort – in seiner Sprache mich ausdrücke. Ich antwortete trocken und holte zur Attacke aus. „Und Sie selbst haben keine ausländischen Vorfahren, irgendeinen Opa, eine Tante?“, hakte ich sauer nach. „Ich bin hier geboren, aber ich bin kein Deutscher“, erwiderte er im perfekten Deutsch. „Wer sind Sie denn?“ „Türke“. „Hätte ich nicht gedacht“, gab ich ehrlich zu. Nach eine Weile fragte ich weiter: „Aber Sie fühlen sich deutsch, oder?“. „Nein, ich fühle mich weder deutsch noch türkisch. Ich weiß nicht wer ich bin. Das ist sehr schwierig für mich“. Ich nickte. Ja, er hat ein großes Problem.